Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 199. Bromberg, den 30. August 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

1. Fortsetzung.)

Laute Jauchzer kamen vom Dorfe her. Alle Kraft raffte der Mai zusammen und schmückte sich mit Duft und Licht, mit buntem Leben und stillem Frieden. Wie hätte er das auch nicht sollen, da ja doch in Schönbach morgen Birkentanz und Hammelschießen war! Und wer in Schönbach hätte an solchem Abend und unter solchen Erwartungen nicht so froh sein sollen, daß er sich selber zu enge war?

Etwa der Hohlofenbauer Heinrich Korn, weil er nun in drei Wochen fünfundfünfzig Jahre wurde? Was machen die paar Jahre aus? Er hat sich kaum rüstiger gefühlt, als er so alt war wie sein Junge, der nun sechsundzwanzig war, ist überhaupt zeitlebens ein anderer Kerl gewesen als der. Zwar, es ist nichts an ihm auszusetzen, alles was wahr ist. Soll einer herkommen und eine bessere Furche pflügen oder einen breiteren Schwaden mähen, ganz zu schweigen davon, daß auch im Hause jeder Griff sitzt, ihm niemals der Wetzstein fehlt, wenn er schärfen oder der Dengelhammer, wenn er dengeln will. Nur still ist er. Es braucht ja nicht jeder so ein Pulverkopf zu sein wie er, der Hohlöfner selber, aber gar zu still, das ist auch nicht richtig. Und dabei kann man nicht sagen, daß der Rudolf maulfaul wäre. Er weiß zu sagen, was er zu sagen hat, und es hat alles Hand und Fuß.

Und dann — Dunnerlichting, der Junge ist doch sechsundzwanzig Jahre! Er, der Alte, wenn er noch einmal so jung wäre, dann hätte er . . . He, da kommt sie ja wahrhaftig gerade!

„Guten Abend!“

„'N Abend, Mariele. Wo bleibst du denn, Mädel? Du gehörst doch nit mehr auf die Straße. Ohne dich bringen sie den Maibaum gar nit hoch.“

„Wenn starke Leute gebraucht werden, wärst du doch eher am Platze.“

„Ich! So ein alter . . .“

„Sag's nit, Hohlöfner. Glaubst ja doch nit dran und ist ja auch nit wahr.“

„Willst du mir schöntun, Mariele?“ Der Bauer lachte über das ganze Gesicht. „Laß das meine Alte nit hören.“

Er hatte längst vernommen, daß die Bäuerin über den Hof kam, wandte sich, tat erschrocken, lachte: „Mußte auch grade kommen, wenn mir das Mariele sagt, daß ich noch kein alter Mann bin.“

Auch die Bäuerin lächelte. „Das sagt sie halt so, das Mariele. Bist schon ein alter Mann. Da ist nix zu machen, und gegen das Altwerden ist auch kein Kraut gewachsen.“

„So“, warf sich der Bauer lustig auf. „Ich will doch sehen, ob ich alt bin. Mariele, morgen tanz ich mit dir den ersten.“

„Wenn du halt den Hammel gewinnst“, entgegnete das Mädchen lustig.

„Wer soll ihn weiter gewinnen? Habe ihn schon fünfmal in meinem Leben gewonnen. Morgen gewinn ich ihn wieder. Sollst deine Strafe schon haben.“

„Laß mir die Strafe gern gefallen.“

„Fahr zu mit deinem Vierzöller, aber paß auf, daß dir der Gaul nit durchgeht, und du etwa gar mit deinen langen Haaren ins Rad kommst.“

„Will schon aufpassen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“

Das Mädchen ging die Straße hinab und zog das Handwägelchen hinter sich her, auf das sie Klee geladen, und das der Hohlöfner scherzend mit einem der schwersten Ackerwagen verglichen hatte, die man in Schönbach überhaupt gebrauchte.

Als sie um die Ecke lenkte, legte der frohgemute Mann seinem rundlichen Weibe den Arm um den Leib und zog sie in den Hof. „Komm, Mutter, wollen noch einmal in den Garten gehen.“

Sie gingen, ließen sich im bescheidenen Blumengarten, an den sich der weite Obstgarten anschloß, auf die Bank nieder und schwiegen. Derselbe Mann, dem sonst die Neckworte zu Haufen über die Lippen kollerten, war tiefernst und innerlich bewegt. Der Blick schweifte von der Bank aus hinein in den Obstgarten, in dem ein letzter Apfelbaum im rötlichen Blütenmantel prunkte, und rechts und links hinaus auf die Felder, aus denen die Frucht froh zum Maienhimmel hinauf wuchs.

Eine Drossel pfiff einen letzten Jodler. Fledermäuse huschten schweigend, und dunkel stand der Wald an den Berglehnen. Droben gingen die Sterne auf und vom Dorfplane schallte helles Jauchzen.

„Wir werden ein gutes Jahr haben, Mutter“, sagte der Bauer.

„Wenn alles so bleibt und nix dazwischen kommt, kann es wohl sein.“

„Wird doch nix dazwischen kommen.“

„Was kann man sagen? Kommt oft anders, als man denkt.“

„Freilich, Mutter.“

„Aber am Ende wird ja doch immer alles recht“, fuhr die Bäuerin fort, die das Gespräch gern auf Rudolf und das Mariele gebracht hätte, in frauenhafter, kluger Diplomatie aber sehr vorsichtig dabei zu Werke ging. So redete sie vorerst nur von der alten Bertelessin, daß es der doch wahrlich nicht gut ginge, daß sie nicht recht mehr auf dem Zeuge sei und es verdiene, daß ihr die alten Tage leichter würden.

Da fiel der Bauer in aller Harmlosigkeit ein: „Hast ihr ja schon immer geholfen, Mutter, und kannst, wenn du es für nötig hältst, gern noch ein bissel mehr tun. Ich hab nix dagegen. Im übrigen muß ja doch das Mariele auch einmal zum Heiraten tun. Ich versteh nit, wo die jungen Kerle heuzutage ihre Augen haben. Wenn ich noch ein junger Kerl wäre . . .“

„Du hätt'st sie vom Flecke weg geheiratet.“

Der Hohlöfner lächelte und wiegte doch den Oberkörper hin und her. „Ich weiß nit. Gehei—ra—tet?"

„Zum bloßen Schöntun ist das Mariele zu schade. Sie hat nit viel, aber mit der verkauft sich einer doch nit. Was nützt das Geld? Davon wird einer nit glücklich."

„Richtig, Mutter, aber eine schöne Schüssel, in der nix ist . . . Das ist auch bloß eine halbe Sache. Es muß beides beisammen sein."

Die Bäuerin wußte, wie es gemeint war, war nicht verletzt, erkannte aber, daß ihr damit eine kleine Waffe in die Hand gegeben war, sie einmal im Scherz oder Ernst zu nützen. Einmal! Heute nicht. Jetzt wäre es falsch, deutlicher zu werden. Sie fand bestätigt, was sie sich selber längst gesagt, daß es nicht leicht sein werde. die Widerstände zu überwinden. Darum schwieg sie vorerst.

Vom Dorfplan schallten etliche besonders laute Juchzer.

„Sie haben den Baum hoch", stellte der Bauer fest. „Komm, Mutter, wollen schlafen gehen, müssen ja doch morgen ein Loch in die Nacht machen."

„Meines wird nit groß werden. Du freilich, wenn du den Hammel gewinnen willst, kommst nit so billig davon."

Da lachte der Bauer schon wieder. „Ich will sehen, was sich machen läßt. Wer weiß, ob man ander Jahr noch Laune dazu hat."

Jetzt lächelte auch die Frau. „Ach, du, Vater und keine Laune! Du läßt doch die Dummheiten erst, wenn's überhaupt aus ist."

„Wenn's möglich ist, Mutter, bleibe ich wie ich bin. Du siehst ja, daß ich auf die Weise am weitesten komme. Ich kann mich auch gar nit anders machen."

„Sollst du auch nit. Bleibe nur, wie du bist."

Die beiden standen auf und gingen, eng aneinander gelehnt, durch den Garten, hinter der Scheune weg, an den Mauerresten des alten Hochofens vorüber, von dem der Hof seinen Namen hatte, in das Haus.

Einst war auf Schönbacher Flur Eisenstein gegraben und zum Teil in Hochöfen an Ort und Stelle verhüttet worden. Der Erzbergbau war eingeschlafen. Es war länger als ein halbes Jahrhundert her, seit zum letzten Male die Hämmer geklungen, die Öfen geraucht hatten. Die Stollen waren verfallen, die Schächte eingesunken, die Hochöfen abgetragen worden bis auf Mauerüberreste. Geblieben war der Name in dem Hofe der Korns, die den Besitzern der Gruben einst den Plan abgekauft, auf dem einer der Hochöfen gestanden. An dessen Rande hatten sie nach dem großen Hofbrande die Scheune gebaut. Niemand aber sprach von Hochöfen, sondern von Hohlöfen, und so hieß Heinrich Korn der Hohlöfner.

*

Still und doch von starkem Leben durchpulst ging die Maiennacht über das Bergland, das einen Teil der Vorhöhen des Frankenwaldes bildete und hinüber zum sächsischen Vogtlande grüßte.

Das Dorf Schönbach machte seinem Namen ebenso Ehre wie der Bach, der teils mitten durch den Ort ging, teils hinter den Scheunen vorüberrauschte. Das Wasser hatte ein starkes Gefälle, war stellenweise seine zehn bis zwölf Meter breit und so klar, daß es seit Menschengedenken keinen Schönbacher Jungen gab, der nicht zu seiner Zeit Forellen gemaust hätte.

Die Juchzer auf dem Dorfplane waren verstummt, die Lichter in den Stuben erloschen, leise rauschte der hohe Maibaum hoch über alle Häuser hinweg und in alle Gassen, sah alles, sah auch, daß vor der Haustür der Verteles Witwe zwei standen, die leise miteinander plauderten, sich an den Händen hielten und küßten.

Rudolf Korn hatte das Mariele heimgebracht und das Mädel, das sonst nicht um Worte verlegen war, war still. So heiter sie sich gegenüber dem Hohlofenbauer selber gab, so ernst war sie, wenn sie an ihn dachte.

Die beiden am Verteles Häuschen schmiedeten Pläne. „Rudolf, dein Vater will morgen den Hammel gewinnen", sagte das Mariele.

Der Bursche lächelte. „Er wird doch nit anders. Immer muß er seinen Jux haben."

„Rudolf, kannst du nix dabei tun?"

Und der, nur stärker und verschmitzter lächelnd: „Du weißt doch, daß bei der Sache alles in Ehren zugehen muß. Da kann nit geschoben werden."

„Ach du! Das ist doch nix Unrechtes, wo es sich dein Vater was kosten läßt! Und", das Mädchen schmiegte sich dichter an den Liebsten, „wenn er mit mir tanzt, und ich kann ihm antworten, wie er es gern hat, weißt, dann kriegt er gute Laune und . . . Gelt, Rudolf? Und sonst ist er ärgerlich, du weißt doch, wie er ist."

„Ja, wenn er will, dann ärgert ihn die Fliege an der Wand, weil sie rechts angetreten ist und nit links."

„Er ist doch aber sonst so gut, er kann gar nit besser sein."

„Stimmt. — Was krieg ich dafür, wenn ich als der älteste Bursche nit da bin, wenn's zum Stechen kommt?"

„Ach, was willst du denn haben?"

„Das Mariele."

„Das hast du doch schon."

„So, dann beweis mir das."

Er nahm sie fest in die Arme und küßte sie.

Und in seinen Armen das Mariele, bettelnd: „Gelt, Rudolf, du machst das schon?"

„Aber, Mariele, sei doch nit so kleingläubig, wenn ich weiter nix könnt, da wär ich nit weit her. Wird aber wohl gar nit nötig sein. Ich kenne den Vater."

„Nun muß ich ins Haus. Die Mutter wartet."

„Bin gleich fertig. Nachher kannst du gehn."

Rudolf Korn wickelte sich des Mädchens lange Zöpfe um den Hals, hielt es fest: „Mariele, ich laß nit von dir! Gute Nacht."

Sie küßten sich wieder, die Tür des Verteles Häuschens schnappte ins Schloß, Rudolf Korn ging heim, und leise, leise rauschte der Maibaum.

*

Und nun war Sonntag, und es war Hammelschießen und Birkentanz! Das ganze Land bis tief in die Berge des Frankenwaldes hinein und in die grünen Wiesenmeere des Vogtlandes hinüber, war eine einzige lichte Freude. Die Sonne schien, die Blumen blühten, die Vögel sangen. Von Schönbach aus zog sich ein breites Wiesengelände hinab ins Tal. Der rasche Bach teilte es in zwei fast gleich große Hälften. An seinen Ufern blühten die Vergißmeinnicht in großen blauen Nestern und hielten gute Nachbarschaft mit den gelben Dotterblumen. Weißes Schaumkraut tanzte die letzten Frühjahrsreigen. In den Erlen bauten die Zeisige, und in den Weiden schaukelten sich die Meisen. Forellen spielten im Sonnenlicht, huschten unter Steine in den Uferlöchern und schossen wieder hervor, wenn eine Mücke tanzmüde auf die Wellen fiel. Die Wasseramsel wippte auf ihrem Steine, und der Eisvogel schwirrte, ein blauleuchtender Edelstein, wasserauf und -ab.

Hier hatten die Schönbacher ihre besten Wiesen. Sie waren ob ihres guten Grases willen weit über die Dorfflur hinaus bekannt, und die Nachbardörfer neideten den Schönbachern ihre „Bodenwiesen". Auch der Hohlofenbauer hatte zwei größere Pläne im Boden. Mit deren einem war er dem Fritz Ender benachbart, und niemand brauchte nach dem Grenzstein zu gucken, um zu wissen, wo der Plan Korns begann und der des Ender aufhörte. Der Hohlofenbauer brauchte nicht mit künstlichem Dünger zu sparen, aber er tat darüber hinaus auch mehr an seiner Wiese, während Ender nicht nur sparen mußte, sondern auch mit der Arbeit nicht recht voran kam, beides weniger deswegen, weil er saumselig, als vielmehr, weil er innerlich unfroh war.

Bislang waren die Nachbarn gut miteinander ausgekommen. Nun stand eine Spannung zwischen ihnen, für die es nur einer Gelegenheit bedurfte, um zur Explosion zu werden. Hochauf ragte eine alte Erle, von der, weil sie auf der Grenze stand, jeder der beiden Bauern behauptete, daß sie sein wäre. Dabei ging es dem Hohlöfner um das Recht, dem Ender um den Stamm.

Aber wer dachte heute an Baum und Grenze? Heute, am jauchzenden Maiensonntag, der Hammelschießen und Birkentanz brachte!

Der Gottesdienst war vorüber, die Schönbacher waren so zahlreich wie immer in der Kirche gewesen. Und nun gab es Arbeit für die Burschen draußen auf der Straße, für die Mädel daheim im Hause. Wohl hatte das Dorf nur eine eigentliche Fahrstraße, aber sie teilte sich im unteren Drittel des Ortes, schickte einen Arm nach rechts hinüber in die Ecke, wo das Verteles Häuschen mit etlichen anderen, die etwa ebenso groß waren, stand, und einen zweiten an

der Häuserzeile hinauf, die gegen die Bücherfelder zu gebaut war. Oberhalb der Kirche vereinigten sich Straße und Dorfweg wieder. Da nun stellten die Burschen die Sägeböcke auf und legten Stangen von einem zum anderen, den Fuhrwerken zu bedeuten, daß die Hauptstraße gesperrt sei und der Verkehr den Dorfweg nehmen müsse. Ebenso hielten sie es im unteren Teile des Ortes.

(Fortsetzung folgt.)

Täglich nur zehn Minuten . . .

Es gibt so vieles, was täglich zu tun uns dringend angeraten wird, weil es vorteilhaft und nützlich, ja unter Umständen sogar von schwerwiegender Bedeutung für uns sei. Besonders für uns Frauen sind diese Ratschläge, deren Befolgung immer nur zehn Minuten unseres täglichen Lebens in Anspruch nehmen soll, sehr zahlreich, und eine meiner Bekannten hat einmal ausgerechnet, daß alle die „zehn Minuten täglich", die sie daran wenden müßte, um nur die allerdringendsten Forderungen dieser Art zu erfüllen, zusammen immerhin einige Stunden ihrer Zeit verschlingen würden! Ja, wir lesen und hören so vieles an guten Ratschlägen z. B. für die Erhaltung und Pflege unserer Gesundheit und Schönheit, was uns wohl einleuchtet und was wir auch herzlich gerne durchführen möchten. „Turne jeden Morgen nur zehn Minuten„ und du bleibst schlank und elastisch!" — „Nur zehn Minuten, täglich bürste dein Haar mit einer scharfen Bürste, immer in einer Richtung, dann bleibt es immer seidig-glänzend!" — „Wenn Sie jeden Morgen nur zehn Minuten lang Gesichtsmassage mit der XYZ-Schönheitscreme treiben, bekommen Sie keine Runzeln, und Ihre Haut bleibt rosig und faltenlos!" — Auch die arbeitende Frau sollte schöne Hände haben — täglich nur zehn Minuten auf die Pflege ihrer Nägel usw. zu verwenden, das kann sie leicht durchsetzen, und das Kennzeichen einer Frau von Kultur: „Gepflegte Hände", ist auch für sie erreichbar." Oder: „Zehn Minuten täglich Atemübungen am offenen Fenster als Gegenmittel gegen die gesundheitlichen Gefahren des stundenlangen Hockens in mit Krankheitskeimen durchsetzter, stickiger Bureauluft erhalten Sie gesund!" So und ähnlich lauten alle diese Vorschriften, und wenn man über sie nachdenkt, so ist man geneigt, zu sagen: „Gewiß — diese zehn Minuten kann man aufbringen; es ist nur eine Willens- und eine Organisationsfrage! Man entreißt sich eben morgens zehn Minuten früher den geliebten Federn — man kürzt die auf andere Dinge verwendete Zeit ein wenig ab. Ja, der guten Vorsätze ist Legion, und: „Kleinigkeit, das wollen wir schon kriegen!" denken wir zuerst optimistisch. Vielleicht führen wir unsere Absicht auch eine oder zwei Wochen lang tapfer aus, aber dann kommt eine erste Gelegenheit, bei der sich irgendetwas störend dazwischen schiebt... „Ach, ich lasse es heute mal!" denkt man, „morgen mache ich's dafür etwas länger!" Aber am nächsten Morgen erwacht man mit einem kleinen Unbehagen: Zehn reguläre Minuten und zehn nachgeholte Minuten, das sind schon zwanzig, und sie reißen eine empfindliche Lücke in die zur Verfügung stehende Zeit! Von diesem Gefühl des Unbehagens bis zum weiteren Aufschieben ist es nur ein Schritt und noch ein bißchen weiter, dann ist die löbliche Gewohnheit wieder in Vergessenheit geraten.. Ist es nicht so? Haben wir Gleiches und Ähnliches nicht alle schon erlebt? Und es sind nicht nur diese Ratschläge und nützlichen Gewohnheiten zu unserem eigenen Besten, für die wir täglich nur zehn Minuten anwenden sollen und für die eben diese zehn Minuten täglich und regelmäßig zu erübrigen gar nicht so leicht ist, wie es anfangs aussieht. Auch für das Wohl unserer Familie wäre es oft sehr gut, wenn wir uns täglich 10 Minuten für einen besonderen Zweck vorbehalten würden —. Denken Sie z. B. einmal daran, wie gemütlich es wäre, wenn Sie morgens zehn Minuten eher angezogen wären und Ihrem Gatten beim Kaffeetrinken Gesellschaft leisten könnten, so wie Sie es in der ersten Zeit Ihrer Ehe zu tun pflegten! Haben Sie beide sich damals nicht jeden Morgen auf's Frühstück gefreut, und waren diese zehn Minuten nicht ein so heiterer und schöner Anfang, daß ihr Segen den ganzen weiteren Tag hindurch spürbar blieb? „Wie schade," haben Sie schon so oft gedacht, „daß diese hübsche Gewohnheit der erster Ehejahre so ganz in Vergessenheit geraten ist!" Jetzt rennt früh die ganze Familie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Richtungen auseinander, man stürzt, wie man gerade aus dem Schlafzimmer kommt, hastig ein paar Schluck herunter und ißt, schon im Davoneilen, ein paar Bissen. Der Tag fängt an mit Hast und endet mit Hast — sollte man nicht versuchen, die segensreichen „zehn Minuten" wieder einzuschalten?

So gibt es viele Beispiele, wie wichtig und segensreich oft nur zehn Minuten täglich sein können. Täglich nur zehn Minuten auf das Aufräumen Ihrer Schränke und Schubkästen, auf das Weglegen und Ordnen Ihrer Sachen, auf das Ausbessern Ihrer Wäsche, auf das Nachsehen Ihres Eingemachten, auf die Pflege Ihrer Blumen und Gemüsebeete usw. verwandt, helfen kleine Schäden sogleich beseitigen und größere ganz verhüten. „Die Frage ist nur", so sagen Sie bekümmert, „woher ich alle diese „zehn Minuten" nehmen soll" Ist doch ohnehin meine Zeit ein Gummiband, das, so lang man es ausrecken mag, doch niemals reichen will! Jeden Morgen wache ich auf mit dem Bewußtsein, den Berg von Arbeit, der meiner wartet, doch nie erklimmen zu können — und wie oft möchte ich in diesem Gefühle des „Es doch nicht Schaffen-Könnens" am liebsten erst gar nicht anfangen! Wo ich auch nur einmal 10 Minuten abzweigen soll, geschweige denn mehrere Male, das ist mir geradezu schleierhaft!"

Ich will Ihnen ein Geheimnis verraten, liebe Leidensgenossin —ich will Ihnen das Mittel angeben, das in diesen Nöten unfehlbar hilft: Wenn wir durch die Fülle unserer Aufgaben schier nicht mehr durchsteigen können, wenn da so vieles ist an geringfügigen und doch so bedeutungsvollen Kleinigkeiten, für das wir regelmäßig eine kurze Zeit erübrigen sollten, ohne daß es uns gelingen will, diese bewußten zehn Minuten einzuschalten — wenn uns Mutlosigkeit überfallen will angesichts des Vielen, was wir müßten, so gerne möchten und doch nicht zu können meinen, dann — ja dann sollen wir wiederum, „zehn Minuten" anwenden, nämlich zehn Minuten des Stilleseins, des Sichselbstbesinnens und des Kräftesammelns, und wir sollen alles andere solange beiseiteschieben. Wenn man sich schwach und verzagt fühlt, soll man sich auf die Kraft besinnen, die uns von oben kommt! Denken Sie wohl daran, sich nur zehn Minuten lang täglich diese zu vergegenwärtigen? Machen Sie sich klar, daß Sie gerade an diesem Tage, der mit so vielen Schwierigkeiten vor Ihnen liegt, nicht für sich arbeiten, sondern für Ihre Lieben, daß Sie tätig sein wollen nicht um des Tuns willen, sondern um des Guten willen, das Sie damit schaffen wollen — wünschen Sie sich recht von Herzen, gerade an diesem Tage besonders liebevoll, geduldig und freundlich zu sein — wenn Sie mit diesen zehn Minuten guter Gedanken Ihren Tag eröffnen, wird sich das verworrenste Knäuel gehäufter Pflichten schnell und sicher auseinanderlösen, und eine innere Heiterkeit und Ruhe wird Ihnen den ganzen Tag leicht machen! Halten Sie an der Gewohnheit dieser zehn Minuten fest — sie sind wichtiger und nützlicher, als alle anderen, welcher löblichen Gewohnheit diese sonst auch dienen mögen, denn sie helfen Ihnen, alles aus einem frohen Herzen zu vollbringen, was Ihnen sonst nicht gelingen will.

Käthe Brustat-Schnedermann.

Die Botschaft auf Seide.

Chinesische Erzählung von Kurt Miethke.

Die Glöckchen einer nahen Pagode bimmeln; aber der Nebel, der über dem Tale des Fuchsgottes liegt, saugt das Geräusch beinahe völlig auf. Zwei Menschen gehen mit unsäglich langsamen Schritten durch das Tal, mit kleinen, trippelnden Schritten, wie zwei alte Krähen.

Tschang ist es, der Bettler, mit seiner Frau Li. Er trägt die Almosenschale über das Haupt gestülpt, um sein schlohweißes Haar vor der Nässe zu schützen. Er hat seinen Arm unter den seines Weibes gelegt, um ihr eine Stütze zu sein. Oh, ihr Himmlischen!

Welch erbärmliche, klägliche Stütze ist Tschang. Brüchig sind seine Knochen, und fast blind ist sein Auge.

Das darf Li, sein Weib, nicht wissen! Denn Li ist selbst ganz erblindet; erführe sie, daß auch ihr Gefährte im Reich der Dunkelheit wandelt, sie stürbe vor Schmerz. Tschang weiß

es, und er lügt den ganzen Tag, um ihr das näher rückende Unheil seiner Erblindung zu verbergen.

„Die Pagode ist aus weißem und blauem Porzellan", sagt Tschang.

„Kannst du das sehen, du Lieber?" fragt Li.

„Ja, und ich sehe auch ihre Glöckchen, die an den Dachspitzen hängen und deren Laut wir hören."

„Wie gut und scharf ist dein Auge, Lieber!"

In Wirklichkeit könnte auch der scharfsichtigste Wanderer die Pagode nicht sehen, denn der Nebel hat einen Vorhang davor gelegt. Aber was tut das! Li glaubt alles was Tschang sagt, und Li ist selig, daß Tschang so gute Augen hat.

„Drei Kraniche fliegen über unseren Häuptern", sagt Tschang und Li glaubt es.

Plötzlich bleibt Tschang stehen. Seine beinahe ganz blinden Augen haben etwas gesehen. Etwas Dunkles erhebt sich vor ihm und er geht ganz dicht heran, um zu erkennen, was es ist. Er sieht, es ist ein Gebäude. Er betastet die Pfosten der Tür und spürt Schnitzerei. Vorsichtig gleitet seine Hand auf dem Schnitzwerk entlang, seine Fingerspitzen streicheln das Holz, er fühlt verschlungene Ornamente, und dann stoßen seine Finger auf eine glattere Stelle. Er streicht darüber hin, und es ist ihm, als ob hier eine menschliche Figur in das Holz geschnitzt wäre. Tschang preßt sein Gesicht ganz nah heran, und er sieht in milchig verschwommenen Umrissen eine Buddhafigur.

Da atmet Tschang auf.

Stolz lügt er: „Meine Augen entdeckten eine Zufluchtsstätte, meine Li. Wir haben ein Buddhatempelchen erreicht. Komm, laß uns eintreten und vor der Feuchtigkeit Schutz suchen bei dem Erhabenen!"

Er ergreift Lis Arm und führt sie tastend dem Eingange zu.

„Wir haben Glück, in dieser verlassenen Gegend ein Obdach zu finden. Viele Jahrhunderte scheint der Tempel alt zu sein. Vielleicht ist es der, von dem ich in Peking reden hörte. Auf jeden Fall wäre es bis zur Pagode sehr weit gewesen, danken wir also dem Erhabenen, daß er uns hierher geführt hat."

In diesem Augenblick stößt sein Fuß gegen einen Balken.

Er heißt Li stehen bleiben und macht sich daran, die Räumlichkeit zu untersuchen. Um zu entdecken, daß der Tempel ganz zerfallen ist. Tschang tastet sich nach diesem Untersuchungsergebnis zu Li zurück und wirft dabei eine schmucklose alte Steinvase um, die er nicht gesehen hat.

Li fährt erschrocken zusammen, als die Scherben klirren. Und Tschang legt entsetzt die Finger an den Mund.

„Was ist geschehen?" fragt Li.

„Oh nichts, ich habe etwas umgestoßen."

Tschang bückt sich und faßt nach den Scherben der Vase. Er fühlt die brüchigen Ränder, streichelt über die Bruchstücke und kann Auskunft erteilen: „Es war eine alte, wertlose Vase, mein Fuß stieß dagegen, und nun ist sie zerbrochen, hihi!"

Plötzlich jedoch hat seine suchende Hand etwas Neues zu packen gekriegt. Mitten unter den Scherben liegt ein Seidenbeutelchen.

Tschang hebt es auf und verkündet seiner Frau: „Ein Seidenbeutelchen habe ich gefunden!"

„Öffne es!" ruft Li. „Vielleicht ist Geld darin."

Tschang knöpft das Seidenbeutelchen auf und denkt: Wie lange mag das wohl schon auf dem Boden der Vase gelegen haben! Vielleicht viele Jahrhunderte, vielleicht ein Jahrtausend!

Der Inhalt des Beutelchens: Ein seidenes Tuch. Tschang hebt es dicht an seine trüben Augen, und er sieht, daß mit gelben Schriftzeichen etwas darauf geschrieben ist.

„Es steht etwas darauf", sagt er.

„Lies es mir vor!" fordert Li.

Tschang lächelt. Welche Forderung! Wie könnte er, der fast Blinde, diese schwierigen Zeichen entziffern!

„Was zögerst du?" fragt Li mit ängstlichem Tonfall.

„Ich überflog gerade den Text. Er lautet: Geht nun ein Mönch, ihr Mönche, in den Wald, so sitzt er nieder unter dem Baum, verschränkt die Arme und versenkt sich in sich. So, sitzend vertieft, wacht nun ein Mönch, ihr Mönche, über den Körper!" Schnell hat sich Tschang diesen Text erfunden.

„Ist das alles?" fragt Li.

„Das ist alles!" erwidert Tschang.

„Ach, das ist wenig", seufzt Li. „Das steht ja schon in den Heiligen Schriften. Gib mir das Beutelchen!"

Sie nimmt es mit ausgestrecktem Arm in Empfang. Tschang hält das Seidentuch in seiner Hand. Wenn er nur wüßte, was darauf steht.

„Das Beutelchen ist schön, man kann etwas hinein tun, vielleicht unsere Ersparnisse", meint Li.

„Ja, hebe es nur auf!" gibt Tschang zur Antwort.

Die beiden Alten setzen sich auf den Balken, der auf dem Boden liegt. Eine Stunde später, nachdem sie sich ausgeruht haben, trippeln sie weiter, nach China hinein, auf den endlosen Straßen der Armut. —

Das Seidentüchlein war zwischen den Scherben der Steinvase liegen geblieben.

Am nächsten Tage ging ein Mönch aus dem nahen Kloster an dem Tempel vorüber. Es regnete in Strömen, und der Mönch betrat das zerfallene Bauwerk, um sich vor dem Guß zu schützen.

Da sah er den seidenen Fetzen liegen und hob ihn auf. Neugierig betrachtete er die gelben Zeichen und las den Text. Dann stieß er einen Schrei aus, fiel zu Boden und begann den Erhabenen zu preisen. Küßte das seidene Tüchlein immer wieder, und die Tränen rannen über sein Gesicht.

Denn der altchinesische Text des Tüchleins lautete: „Der Abt Hu, der das Kloster im Tale des Fuchsgottes gegründet hat, ermächtigt den Finder dieser Nachricht, sich in den Besitz des Schatzes zu setzen, der vor dem Eingange des Klosters verborgen ist. Siebzehn Schritte gehe der glückliche Finder dieser Botschaft von dem Haupteingange des Klosters nach der Richtung, in der Peking liegt, und siebzehn Fuß grabe er in die Tiefe! Er wird auf eine metallene Truhe stoßen, die mir der Kaiser Ming bei der Flucht vor seinen Feinden übergab, und die ich für ihn verbarg. Dieses bestimme ich, der Abt Hu, zu Rechtens. Ich habe diese Urkunde eigenhändig geschrieben und überlasse es dem Dämon Zufall, wer sie findet. Möge ihm das Gold Glück bringen!"

Schreiend lief der Mönch, der das Tuch gefunden hatte zum Kloster, und seine Brüder umarmten und küßten ihn, denn dieser Schatz, den man seit langem suchte, würde das Kloster zu dem reichsten des Landes machen.

Zur selben Stunde aber gingen zwei arme, blinde Menschen auf den Straßen, die nach China hinein führen, trippelten hilflos, zwei alten Krähen gleich, auf den endlosen Straßen der Armut.

Bunte Chronik

* **Eine Weltuntergangsprophezeiung.** Das Pech der Propheten ist es, daß ihre Prophezeiungen immer erst dann aufgefunden werden, wenn die Geschichte ihre Richtigkeit schon bewiesen hat. So hat man jetzt erst ein Manuskript des Kapuzinermönchs Canullonia entdeckt, der im Jahre 1763 allerlei vorausgesagt haben soll, was später auch eingetroffen ist. Er hat die französische Revolution und den Weltkrieg geweissagt und vieles andere mehr. Er hat übrigens für 1960 den Untergang Siziliens, für 1990 eine sechstägige Sonnenfinsternis und für das Jahr 2000 den Weltuntergang vorausgesagt. Wenn er sich diesmal geirrt haben sollte, so wird man eben festzustellen haben, daß es sehr schwer ist, auf derartige Entfernungen noch genau vorauszusehen zu können.

Lustige Rundschau

* **Der Boxer beim Zahnarzt.** Boxer-Max kam zum Zahnarzt. Der Zahn mußte raus. „Wollen Sie sich nicht lieber betäuben lassen?" fragte der Zahnarzt. — „Wird's denn so weh tun?" — „Ja, das ist 'ne schmerzhafte Sache", erwiderte der Zahnarzt. — „Na, dann betäuben Sie man lieber, schon Ihretwegen!" sagte Max.

* **Kindlich.** „Onkel", bettelt der kleine Neffe, „sing' mir doch mal wieder das Lied vom Kutscher vor, dem das Pferd weglief!" — „Was für ein Lied, mein Kind?" — „Nun, das: „Es ist ein Ros' entsprungen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.